

Gegen die Chinesen in Berlin

bringt das Berl. Tagebl. ein gemäßigtes Feuilleton, dem wir der Wertvolligkeit halber folgenden Abschnitt entnehmen:

Der Chinese hat einen untreubaren Charakter erworben, der ihm folgt, wohin er geht: den Ausfall. Der Leser hat vielleicht schon von Ausfall gehört, hat in der Bibel davon gelesen, aber er weiß nicht, was das Wort bedeutet. Ausfall ist die anfeindliche, furchtbare aller Krankheiten; wo sie einmal ist, bleibt sie und greift trotz aller Gegenwehr um sich. Die Chinesen haben den Ausfall nach den Sandwisch-Inseln getragen, und das menschenfreundliche, lebenslustige Volk der Inseln ist innerhalb fünfzehn Jahren durch die Pest dezimiert worden. Die Chinesen haben den Ausfall nach Amerika gebracht, und mit ihm ist unendliches Leid in viele Familien gezogen. Niemand blieb der Ausfall fern, wo die Chinesen sich zogen, und auch zu uns wird er kommen, wenn die bezogenen Gäfte fortfahren, bei uns einzudringen.

Man mag diese Aeußerung für verächtlich halten. Aber sicher nicht mit Recht; im ungeheuren chinesischen Reich waren 450,000 solcher mit Gift begabter Maschinen, um sich wie ein Dampfschiffswagen auf die civilisirte Welt zu hürzen. Hungernöth, Seidener und andere Ursachen sind es, die sie aus ihrer Heimath über die Welt jagen. Es geht kein Volk, in dem das System der Konfukion großartiger ausgebildet ist, als bei den Chinesen, und so ist es gewiß, daß die jetzt in Deutschland anwesenden Wogolonen nur die Vorläufer sind, die das Terrain für nachfolgende Schwärme klären. In Amerika und Australien ludt man sich durch alle möglichen Mittel der Pest zu entziehen; findet sie hier in Deutschland günstiges Terrain oder bereitet man ihr womöglich fröhlichen Empfang, so ist die Stärke der Gefahr schwerlich abzuschätzen.

Und worin besteht die Gefahr? Man gehe in die chinesischen Gesandtschaften und betrachte den Preis der geschobenen Waaren — er ist ganz erstaunlich billig, falls nicht der seltene Chinese die bekannte deutsche Sünde nach dem Fremden gebührend besteuert. Dem deutschen Industriellen ist es unmöglich, mit dem Chinesen zu konkurriren, ebenso wie dem Arbeiter, denn trotz aller Kosten für Verpackung, Transport und Steuer sind die chinesischen Waaren unverhältnismäßig billig, weil die Arbeit nur ein Minimum kostet. Der amerikanische Markt ist mit wahllosen chinesischen Fabrikaten wie Schuhe, Hüte, Seidewolle u. überfluthet, die fabrikmässige Industrie ist gebildet. Was bedeutet es für unser Vaterland, wenn man dem Kaufmann diese Konkurrenz bietet, wenn man dem schon unzufriedenen, mit dem harten Kampf um Leben ringenden Arbeiter den Verdienst nimmt oder wenigstens schmälert? Sind in Berlin nicht deutsche Wählerinnen, nicht bedürftige deutsche Arbeiterinnen genug, die Arbeit brauchen? Wissen da Chinesen aus dem Lande des Schmutzes und Auslasses kommen, um ihnen das Brod zu rauben? Und wer durchaus von Wogolonen gereinigte Wäsche tragen will, der überlasse sie, wie sie reinigen. In ganz China, Australien und Amerika, überall, wo sie haufen, bemächtigen sie sich des Wäschgeschäfts, und wie berechtigt sie dazu sind, geht schon aus dem einen Umstand hervor, daß sie die Wäsche vor dem Plätten nässen, indem sie dieselbe mit Wasser besetzen, welches sie vorher in den Mund nehmen. Schwerlich werden sie hier in Deutschland von dieser Seite abweichen.

Diese Schilderung bietet keine Uebertreibung; sie ist klare, traurige Wahrheit. Nicht Massenfabrik und Massenfabrik wollen wir weggeben, aber das Recht der Selbstbehaltung, der Selbstbehauptung wird hier zur heiligen Pflicht. Schutze der deutschen Arbeit vor unbedingtem Eingriff, Schutze dem ehrlichen Arbeiter — und dann fort mit dem, der dem Deutschen Arbeit und Verdienst zu nehmen bestrebt ist, wenn immer es auch sei. Und jeder wahre Patriot ziehe mit in diesen Kampf!

(Nachdruck verboten.)

Bilder aus der Reichshadt. Das Gendewesen in Paris.

In einem vornehmen Pariser Hause sollte ein Koch aufgenommen werden. Der Hausherr besprach alle Bedingungen und nannte endlich auch die Summe des Gehaltes. „Verzeihung, mein Herr“, erwiderte der Nachfolger Bateis, „das Gehalt ist mir eigentlich gleichgültig.“ — „Gleichgültig? Um so besser!“ — „Ja, wohl, mein Herr, auf den Lohn kommt es nicht an. Nennen Sie mir gütigst die Summe, welche Sie für Ihr Hauswesen ausgeben.“ — „Ab, das ist eine sonderbare Zumuthung.“ — „Und doch kann ich mich erst nach Erfüllung dieser Bitte entscheiden, ob ich die Stelle annehme. Ich muß jährlich 8000 Francs verdienen können. Die Hälfte ein Ergebnis der Procente des Hausalters. Sie begreifen, daß das Gehalt —“ — „Vollkommen. Ich bestehe Alles.“

Diese Geschichte spielt sich im Kleinen in jedem Pariser Haushalte ab. Die große Nation, die Bevölkerung von Paris, welche eine Dynastie von Königen und eine von Kaisern angezockt und die Völkerrfreiheit aus dem Schlaf gerockt hat, in den sie Jahrzehnte lang schliefen war, die Pariser, los von den unabhängigen Charakteren, festen aber unter dem Druck von Handvertränken, deren Maß unschuldig im Wachen begriffen ist, deren doch Niemand abschüttelt. Diese Truppen sind die Diensthöten, eigentlich die Herren ihrer Herrschaft. Der Unabhängigkeitsthum, welcher jedem Pariser innewohnt, ist in den unteren Schichten der Gesellschaft um so entzündeter. Der französische Diener ist der größte, einseitigste Geist, voll Selbstbewußtsein und überzeugt von seiner Unentbehrlichkeit. Der Diensthof rekrutirt sich fast gar nicht aus Mädchen guter Familien, die, wie z. B. in Deutschland, gezwungen sind, ihren Lebensunterhalt

Der und Marine.

Deutschland. Nach der „Wf. Ztg.“ werden zur Zeit bei der Mezer Intendantur- und Garnisonverwaltung beim den einzelnen dortigen Regimenten genaue Aufstellungen und Berechnungen über die Fortschaffung der Offiziersfamilien gelegentlich eines Krieges angeestellt. Es werden für diesen Fall drei Bände nach Koblenz, Frankfurt und Stuttgart zur Verfügung gestellt werden. Die Legitimationskarten zur Benutzung dieser Bände werden nach genannter Quelle gleichwohl zur Ausfertigung bereit gestellt.

Briefsendungen für das Schulschiffwäber, bestehend aus den Kreuzerregatten Stein (Flaggschiff mit Commodore Capitän v. S. v. Kall an Bord), Wölfe und Brins Walder, sind bis zum 7. Februar Vormittags bis 10 Uhr (Cuba) über den Nord, vom 7. Februar Nachmittags ab und b. auf Weiteres nach Jalmouth (England) zu richten. Für das Kreuzerregattwäber, bestehend aus den Schiffen Bismarck, mit Contr. admiral Knorr an Bord, Carola, Olga und Sophie, bis auf Weiteres nach Jalmouth.

Aus Kiel, 26. Januar, wird geschrieben: Die Kreuzerregatte „Julie“, Kommandant Kovv. Kapit. Junge, ist heute (Wittwoch) in Wilhelmshaven einetroffen. Stad und Vizeadmiral und Unteradmiral Kommodore v. Kall, sowie die Besatzung der Kreuzer „Julie“, „Wölfe“ und „Brins Walder“, welche sich zur Zeit in Wilhelmshaven befinden, tritt im nächsten Monat (Januar) die Heimreise an und wird im März zurück erwartet. Die Briefe für das Kreuzerregatt gehen bis zum 7. Februar nach dem Kommando (Cuba), hinter nach Jalmouth. Das Kreuzerregatt wird, nachdem die Ausbildungsmaßnahmen abgeschlossen sind, auch im Sommersemester in Dienst bleiben und dann in der heimischen Gewässer kreuzen. Die neue Kreuzerregatte „Hegemann“ ist gestern in Wilhelmshaven angekommen. Die Segelboote „Vik“ und „Viehe“ sind jetzt auch für das Offizierskorps der Nordsee-Station eine Segelboote, welche den Namen „Viehe“ erhalten soll.

Offiziere des Verkaufsstandes gab es der „Militär-Ztg.“ zufolge am Schlusse des vorigen Jahres 12,444. Hierbei sind mitgezählt 225 inaktive Offiziere, welche als Bezirkskommandeure oder zur Dienstleistung bei den Bezirkskommandos fungieren. Ferneroffiziere sind 6667 vorhanden, unter denen 1 Major, 74 Hauptleute bzw. Rittmeister, 431 Premierlieutenants und 6161 Secondenlieutenants sind. Die Landwehr zählt außer den Bezirkskommandeuren 3,552 Offiziere, nämlich 1 Obersten, 3 Oberstlieutenants, 20 Majors, 572 Hauptleute bzw. Rittmeister, 1391 Premierlieutenants und 3565 Secondenlieutenants. 404 Offiziere gehören der Garde-Sandwehr oder Truppenabteilungen an. Bislang man sämtliche in der preussischen Armee vorhandenen Offiziere zusammen, so ergibt sich die Zahl von 26,193.

Schulweis.

— Professor Henoch, einer unserer bedeutendsten Kinderärzte, nahm — wie das „W. Tagebl.“ mittheilt — vor einigen Tagen, während er ein elfjähriges migriertes Kind seinen Hörsaal demonstirte, Veranlassung, sich über die Ursachen der Migräne bei Kindern zu äußern. Die Migräne, so führte er aus, war in früheren Jahren eine höchst seltene Erscheinung bei Kindern, ihre Häufigkeit ist erst in den letzten Jahrzehnten ganz besonders bei den Kindern der Großstadt zu bedeutender Höhe gestiegen. Sie geht parallel mit der geistigen Ueberanstrengung der Kinder, die sich ebenfalls in neuester Zeit, wo man die Kinder in der Schule mit allen möglichen, zum großen Theil praktisch unverwerthbaren Kenntnissen vollstopft, geltend macht. Das Auswendiglernen von prosaischen Sätzen, unverständlichen Gedichten, die geistige Anstrengung in den häufig überfüllten Schulräumen, die wenigen Musikstunden zu Hause, welche von

Schularbeiten, Musikstunden u. s. w. noch arg verkrümmert werden, der seltene Genuss frischer Luft — alles dies muß als Ursache für das Auftreten der Migräne bei Kindern angesehen werden. Gewöhnlich bleibt es nicht bei dieser Erkrankung. Die Kinder werden launisch und leicht erregbar, schlafen sehr unruhig, sprechen lebhaft im Schlaf, schreien plötzlich auf, erheben sich vom Lager, es kommt zu förmlichen Ekstasen und das Bild der kindlichen Hysterie mit seinem großen Gefolge mannigfacher nervöser Beschwerden ist fertig. In der Schule sind die Anfälle von Migräne am häufigsten. Schon früher Umstand zeigt, wo wir die Hebel zur Besserung dieser Zustände anlegen müssen. In den Ferien sieht man denn auch die Anfälle ausbleiben, um bei Wiederaufnahme des Unterrichts wiederzukehren. Schüler einer großstädtischen Lehranstalt, welche schon frühzeitig von Kopfschmerzen geplagt wurden, verloren sie gänzlich, wenn sie in Pensionate und Schulen kleinerer Städte gebracht wurden, wo sie sich den größten Theil des Tages im Freien tummeln konnten.

Dank, den 27. Januar.

(Der Abdruck unserer Lokalnachrichten ist zwar mit vollständiger Quellenangabe gestattet.) — Gestern wurde die Krankenwärterin, unbedeutliche Marie Reichert aus Leipzig, die Dienstmagd Sel. Schleiffe von hier, der Wandarbeiter Hermann Lehndorff aus Giebichenstein und die Dienstmagd Emma Bindau von hier zum Gerichtsgefängnis eingeliefert. Die Reichert hatte am Sonntag der Frau Gutsbesitzerin Rette aus Nieba im Konsortium zu Berlin Geld in einem langen schwarzbunten Hüftsammetmantel im Werte von ca. 100 \mathcal{M} entwendet. Sie hatte neben der Frau Rette gestehen und bei ihrem Weggehen den Mantel unbenutzt mitgehen lassen, um denselben, wie sie zugestanden hat, zu verkaufen. Ehe sie aber noch hierzu kam, wurde sie erwischt und festgenommen. Der Mantel wurde der Frau Rette wieder ausgeliefert. — Die Schleiffe, welche seit längerer Zeit hienieden ist und sich hier herumgetrieben hat, hatte der Dienstmagd Gehardt, beim Feststellenden Voyer auf dem alten Markt in Berlin, aus deren Schließammer eine Anzahl Kleidungsstücke im Werte von ca. 70 \mathcal{M} entnommen. Als sie sich dem ferneren Wille, kam indeß die Gehardt noch rechtzeitig hinzu, nahm ihr die Sachen wieder ab und veranlaßte jedoch auch noch ihre Festnahme. Die Polizei machte damit zugleich auch insofern einen guten Gang, als das laubere Fräulein wegen eines Weindiebstahls bei einem hiesigen Restaurateur schon seit Wochen gefesselt wurde und nicht zu ermitteln gelangen war. — Der Wandarbeiter Lehndorff hatte am 19. d. M. im Kafeegarten zu Köpenick dem Voyer Eduard Wiedemann eines Wertigen im gebrauchten Wäse einen Rahmen überlassen. Hier erzielte ich jedoch die räthliche Kenntnis, denn Stabsoffizieren kamen alsbald hinter den Diebstahl und brachten solchen zur Weisung, worauf die sofortige Festnahme des Lehndorff erfolgte. — Die Emma Bindau endlich wurde deshalb zur Haft gebracht, weil sie im Verdacht steht, dem Kassiererin Weber hier, mit dem sie in einem hiesigen Hotel zusammen in Dienst stand, aus dessen Kasse eine silberne Silberuhr gestohlen zu haben. Sie leugnet zwar den Diebstahl, wird aber von dem Leutnant, bei dem sie die Uhr zum Verkaufe angeboten, reskognoscirt.

Ein großer Diebstahl ist in der vergangenen Nacht im Parkstraße zu Leipzig geschehen worden. Nach demolirung des Ladens sind die Diebe durch das Krügerthor in eine Kneipe und sind dann in die Wohnzimmern eingedrungen. Vier haben in einem Stimmekleider die Kommodenkasten erbrochen und haben 130 Mark Geld, ferner 4 goldene Kreuze, 3 Ringe und 3 silberne Uhren mitgenommen. Die Diebe haben sich sehr sicher gefühlt haben, denn in der Küche haben sie Brot, Speck und Fett gestohlen und das eine gläserne Wein sowie Bier gestohlen. Außerdem hat man eine organisirte Diebesbande vor sich, welche schon in mehreren Ortschaften für Unruhen getrieben hat.

Als der am Dienstag Nachmittags 4 Uhr 20 Min. von Stummsdorf abgehende Schnellzug nach Halle kam, den Bahnhof verlassen hatte, hörte man das Brummgeräusch vom Zuge her. Ein mit Dinger beladener Wagen hatte jedoch den Signalweg umfahren von dort passirt, als die vom dem Wagen befindlichen Zugochsen schreuten und das Gefährt vom Wege auf den Bahnhöfen drängten. Trotz der großen Anstrengungen seitens des Gefährtsführers sowie des Bahnwärters gelang es denselben nicht, das Gefährt vom Bahnhofer wegzubringen. Es mußten erst die Pferde eines andern Gefährts vorgepannt werden, die den Wagen herüberzogen. Hierdurch erlitt der Schnellzug eine Verzögerung von ca. 15 Minuten, um ebenjoviel ein von Leipzig kommender Güterzug. Dank der Auf-

Madame gar nichts zu suchen“ aus der Küche; sie regelt ihren Voh, ihren Ausganz, ihr Weingeld, Jüdergeld, Wäschgeld u. s. w. Sie bestimmt, daß sie morgens nicht vor halb 8 Uhr mit der Arbeit beginnt und Abends nicht nach 9 Uhr zur Verfügung steht; sie fragt genau nach der Zahl der Schüsseln, aus denen ihre tägliche Nahrung besteht und findet es „unverträglich“, nicht ganz die-Be Verpflanzung wie die Herrschaft zu genießen. Sie wohnt „natürlich“ im letzten Stockwerk, in einem Kämmerchen, das nicht geheizt werden kann, aber sie erträgt diesen Mangel, denn sie verdammt den letzten Stod die Freiheit. Ach, die letzten Stod; da liegt eine Nacht von Dienerräumen, und da verdammen sich Abends die Dienenden beider Geschlechter. Da wird die Ehre der Familie zu Markte getragen, da wird gelacht, gekostet, gefestert, gebackt und geliebt. Da wird kufender Thee getrunken, den die Köchin zum zweiten Stockwerk anbetet, während der Diener vom ersten eine Flasche vom Ofen entnimmt. Die femme de chambre hat im dritten Stod einen unbeachteten Topf Kosturen gefunden. Zucker und Cognac stehen sich im Ueberflusse. Die Belandung belegen eine Menge von Tischgeschäften, die aus verschiedenen Tischen hervorgeholt wurden. Das gibt nun eine lustige, plappernde Gesellschaft; die sich die Hände wärmt über Stuhlpfannen, die Hände auf Wärmflaschen. Da überkommt all die Verarmten die Empfindung der Unabhängigkeit. Der tüze Jean weiß stets so lustige Geschichten von dem biederer Banquier und der kleinen Tängerin vor schwächliche Viktor erzählt, wie Madame keine lustige Briefchen durch ihn überbringen läßt, die schätzliche Françoise öffnet den Schatz ihrer Erfahrungen, die Kammerlangerin wäscht verschiedene, glühende Wäsch mit dem Abonnen der Brillanten, um die geringen schon Blasse Sonnenstrahlen in die Fenster, die die Gefährtskassanten dank, einanderzueigen und in Träumen die Unterhaltung der Nachmittagen fortzusetzen. Nicht selten stellen sich die Hände von auswärts ein, Bekannte aus früheren Dienstplätzen. Die

durch Dienen in fremdem Hause zu erwerben. Keine Pariser Mutter bestimmt oder erzieht ihr Kind zum „Dienen“. Das Mädchen sieht jede andere Arbeit vor und nur wenn ihm diese zu schwer wird, wenn sie nicht genügend einträglich ist, wenn die Gesundheit ein Leben im Dienste als verlockender malt, als ein solches im Atelier, wird sie Dienerei. Der Mann, der Intelligenz und Fleiß besitzt, wird Arbeiter; derjenige, welcher bequem genießen und sich nur wenig zugehen will, wird Diener. Zwischen Herrschaft und Dienerschaft besteht in Paris gar kein Band, gar keine Neigung. Dem Diener fällt es gar nicht ein, dem Herrn ein Opfer zu bringen, und der Herr betrachtet den Diener als eine lebende Maschine, die man oft, so lange sie brauchbar ist. Es ist selbstverständlich, daß hierdurch überall Unmuthen existiren; es giebt auch in Frankreich einzelne ausgezeichnete Diener und gewiss auch treffliche Herren. Auch in Frankreich finden sich beim Gefährte Fälle von Muth und Selbstverleugung. Aber die Regel entspricht meiner Schilderung. An dem unerquidlichen Zustand ist zum großen Theil der Umstand schuld, daß die Kindungsverpflichtung auch Tage beträgt. Man geht lebend, „auf Brode“. Die Frist wird nicht eingelassen, man verläßt sofort das Haus und wird ohne besonderen Grund auf die Minute entlassen. Der Herr brennt selbst man sich ein, es ist äußerst angenehm, daß die hienügelichen Familien in Paris nur eine homone, so toll zu haben brauchen. Wer aber meint, daß dieses „Mädchen für Alles“ auf einer Stufe mit der deutschen Dienerei oder gar der böhmischen Mariasien steht, der irrt gewaltig. Die Familie ist darauf angewiesen, sehr einfach zu essen, der gedeckte Tisch mußte durchaus nicht an die Sauberkeit ist ein Kapitel, über welches wir lieber schweigen wollen. Die französische Dienerei spricht mit ihrer Herrin ohne alle Unterwürfigkeit. Sie prässirt genau alle Rechte und scheid Madame ohne Umstände mit den Worten: „Hier haben

